



Leseprobe

Helene Hegemann
Bungalow
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 288

Erscheinungstermin: 08. Februar 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Von der radikalen Selbstfindung in einer zunehmend apokalyptischen Welt. SPIEGEL-Bestseller-Autorin.

Während ihre Mutter das letzte Einkaufsgeld versäuft, beobachtet Charlie vom Balkon ihrer Betonmieskaseme die benachbarten Bungalows und deren Bewohner: Sie lernt, dass es mehrere soziale Klassen gibt und sie selbst zur untersten gehört. Dann, kurz nach ihrem zwölften Geburtstag, zieht ein neues Ehepaar ins Viertel. Die beiden sind Schauspieler, unberechenbar, chaotisch, luxuriös, schlauer als alle anderen – und für Charlie das, was der Rest der Welt als ihre »erste große Liebe« bezeichnen würde: Spielkameraden und Lover, größter Einfluss und größte Gefährdung. Klar und radikal erzählt Helene Hegemann vom Überleben in einer zunehmend apokalyptischen Welt und der vitalen Kraft des freien Willens.

Autor

Helene Hegemann

Helene Hegemann, 1992 geboren, lebt in Berlin. ›Axolotl Roadkill‹ ist ihr Debüt, das in 20 Sprachen übersetzt wurde. Die Verfilmung, ›Axolotl Overkill‹, bei der sie selbst Regie führte, wurde beim Sundance Festival 2017 mit dem World Cinema Dramatic Special Jury Award for Cinematography ausgezeichnet.

Während ihre Mutter das letzte Einkaufsgeld versäuft, beobachtet Charlie vom Balkon ihrer Betonmieskaserne die benachbarten Bungalows und deren Bewohner: Sie lernt, dass es mehrere soziale Klassen gibt und sie selbst zur untersten gehört. Dann, kurz nach ihrem zwölften Geburtstag, zieht ein neues Ehepaar ins Viertel. Die beiden sind Schauspieler, unberechenbar, chaotisch, luxuriös, schlauer als alle anderen – und für Charlie das, was der Rest der Welt als ihre »erste große Liebe« bezeichnen würde: Spielkameraden und Lover, größter Einfluss und größte Gefährdung. Klar und radikal erzählt Helene Hegemann vom Überleben in einer zunehmend apokalyptischen Welt und der vitalen Kraft des freien Willens.

HELENE HEGEMANN, 1992 geboren, lebt in Berlin. 2010 debütierte sie als Autorin mit dem Roman »Axolotl Roadkill«, der in 20 Sprachen übersetzt wurde. Die Verfilmung, bei der sie selbst Regie führte, wurde beim Sundance Festival 2017 mit dem World Cinema Dramatic Special Jury Award for Cinematography ausgezeichnet. Mit »Bungalow« war sie für den Deutschen Buchpreis nominiert.

HELENE HEGEMANN

BUNGALOW

ROMAN

btb

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2022

by btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright der Originalausgabe © 2018 Hanser Berlin
in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Covergestaltung: semper smile, München
nach einem Entwurf und einer Illustration von © Nurten Zeren,
zerendesign.com

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mr · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-77007-6

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Es braut sich eine neue Religion zusammen. Aus Überresten.

Elias Canetti, *Das Buch gegen den Tod*

Ich war siebzehn, wir durften das Haus nicht verlassen wegen Ozonwarnung, Hitzefrei für Erwachsene, mir gefiel das immer, obwohl die Strahlung uns draußen nach fünf Minuten mit blauer Haut und Tränen in den Augen in die Knie gezwungen hätte. Den ganzen Tag rummachen bei geschlossenen Vorhängen und »University Challenge« streamen, eine Sendung, in der die besten Studenten britischer Eliteuniversitäten Fragen zu antiker Architektur oder dem Aufbau des endoplasmatischen Retikulums oder der Sonatenhauptsatzform beantworten müssen und die vor zehn Jahren abgesetzt wurde, alles wie immer, aber an diesen Tag erinnere ich mich besser als an andere.

Mein Oberkörper liegt auf der Waschmaschine, Georg steht hinter mir, ich trage die horizontal gestreifte Strickjacke, in der Maria normalerweise den Müll wegbringt, und muss an das Blut und die Hautfetzen denken, die nach dem Scheren der Merinoschafe in ihrer Wolle hängen bleiben, daran, wie man Schafe ins Gesicht schlägt, um ihren Widerstand zu brechen. Maria hängt zu dem Zeitpunkt kiffend auf dem Sofa, die Tür steht offen. Ihr ist langweilig. Mir auch. Ihm auch, obwohl er kurz davor ist, zu kommen. Ich drehe mich um und schubse ihn weg, das ist weder Intuition noch ein klarsichtig gesteuerter Akt sexuellen Einfallsreichtums, einfach was Überlebenswichtiges, zu dem ich mich überwinden muss. Er stolpert über seine Hose, anthrazitgrau, die doppelt paspelierte Arschtaschen hat und ihm in den Kniekehlen hängt. Dann knallt er

mit dem Hinterkopf an die Holzregale. Ich lege meine Hände um seinen Hals und meine Daumen auf die Stelle zwischen den Schlüsselbeinen, dorthin, wo die Kehle beginnt. Für zwei Sekunden ist er ohnmächtig. Ich knie auf seinen Oberschenkeln. Vielleicht habe ich ihn umgebracht. Als er die Augen wieder öffnet, sieht er mich genauso an wie früher, ganz früher, als ich ihm mit elf zum ersten Mal »Guten Tag« gesagt und an seinem Ausdruck festgestellt habe, dass er irgendwas interessant an mir findet.

Ich ging nicht davon aus, dass er es mochte, keine Luft mehr zu kriegen. Ich habe das auch nie wieder gemacht. Also, ihn würgen. Wäre vergleichbar mit einem Stück Schwarzwälder Kirschtorte gewesen, von dem er seiner Tante irgendwann mal höflichkeitshalber gesagt hat, es würde ihm schmecken, und dann kriegt er das sein Leben lang bei jedem Besuch serviert. Es ging da nicht um die Abwandlung irgendeiner Routine, nur darum, dass Maria wegen uns den Fernseher ausmachen sollte. Sie machte ihn aus. Wir waren zufrieden. Wir waren wieder interessant für sie, wir waren wieder interessant füreinander. Sie wollten keinen Ersatz für das Kind, das sie nicht rechtzeitig gekriegt hatten. Echt nicht. Sie wollten auch nicht meine Seele, fällt mir gerade auf. So eine Seele ist viel zu belanglos. Sie wollten jemanden, der besser spielte als sie selbst. Der noch brutaler war. Und ich glaube, das war ich. Noch brutaler. Aber nicht von Geburt an.

Ich schreibe das in einen Stapel Notizbücher, die ich auf dem Antiquitätenhaufen am Strand gefunden habe. Ich schreibe das für mich, ich weiß nicht, wer diese Geschichte außer mir zu Ende lesen soll. Ich habe ihnen meine Seele nicht hinterhergeschmissen, ich habe sie ihnen verkauft. Warum man so

etwas tut, seine Seele verkaufen, warum ich das getan habe? Weil sie anders waren. So hübsch und alleine und gefährlich wie Wölfe. Anders als alle, anders als die Selbstmörder. Sie hatten Panik, ich weiß das. Aber sie waren zu arrogant, zu brutal, um auf das überall grassierende Gefühl von Chaos und Zerrüttung genauso zu reagieren wie der Rest der Welt, sie gehörten nicht zu diesem Rest der Welt, der mit gegenstandslosen Wertemaßstäben verängstigt vor einem schwer zu identifizierenden Abgrund stand. In ihren Augen war kein aggressives »Helft mir« zu lesen, das ich in den Augen aller anderen sah. Vielleicht doch. Vielleicht taten sie nur so, als wären sie anders, vielleicht taten sie nicht mal so, vielleicht unterstellte ich ihnen bloß, anders zu sein, weil ich selbst anders sein wollte. Ich habe einen angemessenen Preis für etwas bezahlt, das ich bekommen habe, auch wenn davon inzwischen nichts mehr übrig ist außer der beruhigenden Gewissheit, dass sie sich nicht umgebracht haben. Aus Feigheit, nehme ich an. Weil sie zu feige sind. Oder waren. Ich erinnere mich an alles. Ich bin heute mit alldem aufgewacht.

An den Tagen mit Ozonwarnung durften wir nur nach draußen, wenn es dunkel war, Georg und ich beschlossen, spazieren zu gehen, Maria lag immer noch auf dem Sofa, in ihrem Nachthemd, auf dem grünen Samt. War gleichmäßig am Auf- und Abatmen, so wie sich das gehört für wen, der pennt. Ich setzte mich auf die Bierzeltbank vor dem Flachbau am anderen Ende des Viertels, während er hineinging, um etwas zu kaufen. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, für Außenstehende nicht mehr bloß wie seine Tochter auszusehen. Es wurden gerade Scheinwerfer und Lichtkräne abmontiert, die zwei Tage zuvor im ganzen Viertel aufgebaut worden waren.

Team einer chinesischen Doku-Serie, die drehten hier irgendwo was.

Er sprach von einem Verdacht auf einen Tumor in seinem Kopf. Der hatte sich letzte Woche aber nur als Schatten im MRT herausgestellt. Ich fragte, warum er mir von solchen Dingen immer erst nachher erzählte, er lachte. Er hatte Ausschlag am Unterarm. Er krepelte sein Hemd hoch, um ihn mir zu zeigen. Er trank Bier, ich aß ein Bounty, weil ich schon zu besoffen war. Zwölf Uhr nachts, vielleicht früher. Wir redeten nicht, sondern saßen da bloß, und ich erinnere mich, wie ich in einem Anflug von besoffenem Größenwahn als einziger Mensch der Welt begriffen zu haben glaubte, was Liebe war, worum es bei Sex ging, auf keinen Fall um Skills oder Sportlichkeit, nicht mal um Erfahrung, sondern um etwas, das nichts mit dem Vorgang zu tun hatte, nichts damit, ob man wem die Klamotten vom Leib riss oder erst in Zeitlupe an dessen Ohrläppchen rumkaute, nur mit diesem Erbarmen, das gerade in meiner Brust explodierte wie Panik und mich zu einer überdurchschnittlichen Version meiner selbst werden ließ, zwei Menschen gegenüber, die das verdammt noch mal wert waren. Manche Leute sagten über andere Leute, die seien gut im Bett oder schlecht. Manche Leute sprachen über schlecht gelaunte, missgünstige Beziehungen, aber der Sex war so toll, weil der oder die echt gut im Bett war, mir kam das vor, als würden sie das, was sie guten Sex nannten, zu einer Rechtfertigung dafür degradieren, dass sie jahrelange Debatten über die fachgerechte Entsorgung von Haaren aus dem Abflussnetz ausgehalten hatten oder Streit darüber, ob man eine Pfanne noch benutzen darf, wenn die Beschichtung leicht zerkratzt ist, dabei ging draußen die Welt unter, totaler Idiot, aber sehr gut im Bett. Konnte ich mir schlechterdings

nicht vorstellen, dass man jemanden verabscheut, aber trotzdem bei ihm bleibt, nur weil der immer einen hochkriegt und mal beim Netflix-Gucken oder auf der Flugzeugtoilette eine gängige Stellung originell abgewandelt hat, man war nicht gut im Bett, niemand war das. Alles hing echt nur mit Selbstaufgabe zusammen, dachte ich, zumindest in diesem Moment. Abgründige Mischung aus Selbstaufgabe und Überlegenheit, scheißegal, ob man Spagat konnte oder ausdauernd war oder entspannt genug, um sich bei Tageslicht im Stehen voreinander auszuziehen, scheiß drauf, wirklich.

Inzwischen schäme ich mich für das, was ich als betrunkenen Teenager gedacht habe. Weil die beiden gut im Bett waren. Die waren besser im Bett als alle.

Georgs Großvater wurde neun Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs als letzter deutscher Oberstleutnant aus einem russischen Gefangenenlager entlassen und hat dann irgendwann damit begonnen, Georg in verzweifelttem Kummer mit der immer gleichen Geschichte seines Überlebens vollzublauen, also dreißig oder vierzig Jahre später, Luftwaffe, Fernaufklärer, der hinter den feindlichen Linien operiert und in seinem Flugzeug manchmal Mundharmonika gespielt hat.

Er ist abgeschossen worden, konnte sich mit knapper Not aus den Trümmern retten. Dann kam er nach Sibirien. In so einem Waggon. In dem die meisten bereits verhungert oder erfroren waren. Er aber nicht. Er war klug und mutig und überlebenswillig. Die Aufseher fanden ihn zu interessant, um ihn irgendeiner sadistischen Willkür auszusetzen. Er hatte keine Vorurteile, begann Russland zu lieben. Zehn Jahre lang gab es nichts außer Kartoffeln zu essen, zumindest behauptete er das. Er brachte den Russen bei, dass man Kartoffeln nicht nur als Matschkartoffeln zubereiten konnte, sondern auch auf zwanzig verschiedene andere Arten. Und das schmeckte denen dann scheinbar. Und so kam ein bisschen Abwechslung auf den Speiseplan.

Er hatte Georg seit dessen Geburt eine Menge über den Krieg erklärt.

Georg sagte: »Ja, kapiert mich.«

Und sein Großvater sagte: »Nichts hast du kapiert.«

Dann musste Georg alles, was ihm zuvor erzählt worden war, textidentisch wiederholen. Harter Unterricht. Georg baute Modellflugzeuge, als er klein war. Er hielt sich in diesem Bereich für ziemlich kompetent. Sein Großvater hielt sich für kompetenter, schließlich war er Pilot. Eine seiner vielen, bis zum Exzess verteidigten Weisheiten besagte, dass nichts, was nicht schön aussah, funktioniert.

»Flugzeuge, die nicht schön aussehen: Mit denen stimmt was nicht.«

Irgendwann wurde Georg volljährig. Er zog als eine Mischung aus Späthippie und provinziellem Punk-Schlagzeuger nach Berlin, es existieren aus dieser Zeit Fotos von ihm, auf denen er mit der E-Gitarre von Rio Reiser herumfuchtelt oder als türkische Putzfrau verkleidet in den Vorgarten eines Großindustriellen kackt. Zur selben Zeit fing sein Großvater an, leere Joghurtbecher zu sammeln. Die vergrub er dann stapelweise im Garten, vor allem im Sandkasten. Eine total fixe Idee. Überall gab es Nester mit gesammelten Joghurtbechern. Wofür er die hätte gebrauchen können, war nicht aus ihm rauszukriegen. Georgs Mutter kümmerte sich neunzehn Jahre lang um ihn. Dann brach er mit einem Herzinfarkt zusammen, nachdem er sich vor ihren Augen im Stehen in die Hosen geschissen und danach die Klospülung betätigt hatte.

Dieser Tod verunsicherte Georg nachhaltig, er war jetzt achtunddreißig Jahre alt und saß ohne Fahrschein in einer U-Bahn. Seine Frau hatte ihm am Tag zuvor erklärt, warum sie ihn liebte, wegen seiner zu eng beieinanderstehenden Augen, er sehe aus wie ein Schakal, das sei ihr bei einem Dokumentarfilm über Steppentiere klar geworden, der auf ihrem Flug nach São Paulo gelaufen war und damit endet,

dass der Schakal von einer Herde Zebras zertrampelt wird. Georg trug weiße Jeans, er kannte mich noch nicht, aber ich kannte ihn schon lange. Innerhalb der nächsten Jahre würden wir uns als mittellose Menschen vor Gott sehen. Das Muster der Hartschalensitze war hässlich, der Westen ging unter, planlos gedruckte Farbkleckse auf rotem Plastik. Gegenüber von Georg saß eine Kleinfamilie. Der Mann war doppelt so alt und dick wie seine Frau. Er hob sein Kind an eine der durch den Waggon verlaufenden Querstangen, damit es den Rest der Fahrt von der Decke baumeln konnte. Poloshirt, Undercut, neun oder zehn Jahre alt. Die Mutter wies den Jungen auf einen Labradorwelpen unter ihrem Nachbarsitz hin, danach auf Militäraufnahmen im Fahrgastfernsehen. Doppelmonitore, in denen eine 40-kg-Drohne ihre Startbahn entlangfuhr. Die Drohne sah hässlich aus, sie war völlig idiotisch proportioniert. Zehn Meter Spannweite, anstelle der Pilotenkanzel nur ein weit geöffnetes Waffenbuchtort. Sie fragte das Kind, ob es wisse, wie man diese Maschinen nennt. Es begann, über die Bedienung unbemannter Jagdflugzeuge zu spekulieren, als ginge es um ein Computerprogramm, das den Pokémon in seinem Videospiel beim Aufspüren von Staubwolken oder raschelndem Gras half. In Georgs Herz pulsierte irgendwas. Stechender Schmerz. Er hielt das zuerst für Abscheu, danach für endgültig eingestandene Schwäche, seine eigene. Er hatte es nicht länger als sieben Tage bei der Bundeswehr ausgehalten und danach unter anhaltendem Ekel Rentnern den Arsch abgewischt, zwanzig Monate Zivildienst, achtzehn Jahre her. An seinem ersten Tag war eine querschnittsgelähmte Frau bei dem Versuch, aus dem sechsten Stock zu springen, auf dem Weg nach unten an irgendeinem schmiedeeisernen Balkongitter hängen geblieben, das Genick brach, der Widerstand

zerriss Fleisch und Sehnen und Haut, sie kam auf wie eine entsorgte Stoffpuppe, der ein Kind vor Wut den Kopf abgerissen hatte. Zweimal musste er Menschen aus den Flammen brennender Stockwerke retten, weil die alten Leute nicht aufhören wollten, ihre Kühlschränke mit Kerzen abzutauen. Inzwischen glaubte er, über sich selbst zu wissen, dass er im Zweiten Weltkrieg keinen Verfolgten versteckt oder gar protestiert, sondern losgelöst von allen sozialen Bindekräften als halbseiden gegolten und sogenannte Geschäfte auf beiden Seiten gemacht hätte. Er hatte das sich immer mehr verdeutlichende Bild von sich selbst als eine Art Doppelagent vor Augen, der am Ende des Films qualvoller als alle anderen abgemetzelt werden muss. Er verließ die U-Bahn an einer Station, an der er nie zuvor ausgestiegen war, einer der Themenbahnhöfe, die Stararchitekten Anfang der Siebziger entworfen hatten. Durch Aussparungen von Fliesen sollten Glaseinsätze an die frühere, kriegsbedingte Bunkernutzung erinnern. Die Türen der U-Bahn schlossen sich, und Georg sah die Familie jetzt für einen Augenblick durch das Glas. Die Frau ließ sich in die Arme ihres Mannes fallen, rückenfreies Oberteil, das Kind gähnte. Georg bekam Angst. Er verlor sich zwei Minuten in der tranceartigen Entwicklung neuer Verführungsstrategien, das, was er sah, erinnerte ihn an auf Verdorbenheit folgende Erschöpfung, an Blut, an den Moment, in dem die Geilheit im Blick eines Mädchens ordinärer, verletzter Bedeutungslosigkeit wich. An die Hilfsbedürftigkeit von Tierkindern. An seine Frau. An die vor einiger Zeit von Jay-Z gerappte Textzeile »I got a main chick, a mistress, and a young bitch. Forget it«.

Auf der Mitte der Stufen, die aus der Unterführung zurück in die Stadt führten, schlug ihm kein Wind entgegen, sondern eine Vorwarnung auf in naher Zukunft drohende Notstandsgesetze, er hatte die Erdoberfläche zu verachten begonnen wie andere Menschen die Hölle. Hätte er mich damals schon gut genug gekannt, hätte ich seinen Zustand als mindfuck bezüglich eines Zeitalters eingeordnet, mit dem niemand gelernt hatte umzugehen, kein Selbstmitleid, eher Bewegungsstarre plus erschrocken, Flammenwerfer, die Menschheit war im Grunde eine einzige Obszönität, der Teil der Menschheit, zu dem er gehörte, hatte Appetit auf argentinisches Büffelsteak und machte Urlaub in Umbrien, der andere Teil war arm und gelangweilt, und zu dem gehörte ich, wir waren Speere der Verdammnis, Mythos, Geschichte, Stille, Verwandlung, Moskau, Rom, Paris, Berlin.

Der Asphalt raunte Georg die größten Absurditäten zu. Teilweise sogar auf Sächsisch. »Geh nach Hause« und so was. Totaler Quatsch.

Ich befand mich zu diesem Zeitpunkt zu Hause, in der Nähe meiner Mutter, die in ihrer eigenen Kotze lag und heulte. Oder draußen oder in der Schule oder in einem Wald, in dem es phänomenal hübsch gezeichnete Steine gab, mit denen konnte ich den ganzen Sommer lang reden.

Georgs Kindheit ist nicht ganz so erheblich wie die seiner Frau. Großvater, nette Eltern, Scheißumfeld, sein Daddy war Biologe, die Mutter kümmerte sich um demente Verwandte, mit einem Stoizismus, der an den englischen Landadel des neunzehnten Jahrhunderts erinnerte, sie lernte Sprachen in der Volkshochschule, begann Telefonate deshalb mit Sätzen wie »Hello, I am your mother!« und schickte Georg zum Geburtstag mit absoluter Zuverlässigkeit Geld für Unterwäsche. Davon kaufte er sich die immer gleichen Feinrippgarnituren, in denen er, sobald die ausgefranst genug waren, aussah wie Marlon Brando im Spätwestern *One-Eyed Jack*. Es gibt da diese Szene, in der Marlon Brando seelenruhig zwei Bananen isst, während seine Kumpels im Hintergrund eine Bank überfallen. Danach kommt er ins Gefängnis, schwängert aus Rache die Tochter seines Verräters und verspricht, kurz bevor er sich über die Grenze nach Mexiko absetzt, dass er zu ihr zurückkehren wird.

Sein großer Bruder war inzwischen mit einer Unternehmensberaterin verheiratet, sein kleiner Bruder mit einer Frau, die aus postnataler Erschöpfung über Monate hinweg versucht hatte, ihr Kind aus dem Fenster zu schmeißen. Irgendwann trafen sich alle bei der goldenen Hochzeit ihrer Eltern wieder, und da fragte jemand seinen Vater, ob er ein Lieblingskind habe, und der Vater war besoffen und zeigte auf Georg und schrie: »Ja, das da«, und meinte das ernst. Holzvertäfeltes

Schützenvereinsheim in der Nähe von Lüdenscheid. Der Raum verstummte, weil fünfzig Partygäste spürten, dass sie Zeugen einer tiefen, unangemessenen Wahrheit geworden waren.

Georgs Brüder gingen nach draußen, um sich im Hinterhof eine Zigarette zu teilen. Sie wirkten in ihrer Verbundenheit so gedemütigt, dass Georg, der sie durchs Klofenster beobachtete, das Gefühl bekam, jemand hätte ihm mit voller Wucht in den Solarplexus getreten. Er war kriminell und im übelsten Maße vereinsamt, er wurde wirklich zu Unrecht geliebt. War er früher stolz darauf gewesen, zwei Varianten menschlichen Daseins in sich zu verbinden, sich nie entscheiden zu haben, ob er besser Einzelkämpfer oder Protegé sein sollte, wurde ihm inzwischen klar, dass ihm dieser Ansatz bisher zu nichts anderem verholfen hatte als gutem Sex und ein paar Möbeln vom Flohmarkt. Aus der Ferne bot sein kleiner Bruder einen ähnlich traurigen Anblick, obwohl er Kohle hatte und ein Haus und eine Sauna, die er nie benutzte. Die Zigarette brannte zu nah an seiner Knöchelkerbe, er startete in irgendeine Ferne. Mit derselben Frustration hatte Georgs großer Bruder letzte Nacht versucht, auf der Treppe zum Badezimmer seine Pantoffeln nicht zu verlieren.

Georg musste lachen. Das hatten wir, wie ich später rausfinden sollte, gemeinsam, dass wir anfangen zu lachen in Momenten, in denen wir eigentlich einen Ganzkörperspiegel hätten zertrümmern wollen. Nicht, um »etwas zu spüren«, sondern eher, um die Welt spüren zu lassen, dass sie uns egal war.

Am nächsten Morgen wachte Georg in der Nähe seiner Grundschule auf. Er hatte Nasenbluten und versuchte, anhand bruchstückhafter Erinnerungen zu rekonstruieren, ob er letzte Nacht in eine Schlägerei geraten war. Ihm fiel auf, wie hässlich es hier war und schon immer gewesen sein musste, aschgrauer Himmel, schwarze Fensterisolierungen aus Plastik, schmutzige Fassaden. Er schaltete sein Handy an und stellte fest, dass er keine grenzwertigen Textnachrichten geschrieben und stattdessen seinen Facebook-Status um 01:24 Uhr auf »stay true to this shit« aktualisiert hatte. Keine Likes, bloß zwei unzusammenhängende Kommentare seines ehemaligen Steuerberaters, in denen es, warum auch immer, um Bio-Ethanol für Wandkamine ging. Kurz zuvor hatte Georg sich in der toskanainspirierten Wohnküche einer Nutte zu Sex bereiterklärt und eine Line mit Narkosemittel verschnittenen Kokains genommen, sein Kummer blieb über Stunden, es schien etwas vorgefallen zu sein, das eine Veränderung seiner Empfindsamkeit verursacht hatte. Ihm fiel nur leider nicht mehr ein, was. Er glaubte, sich an ein Frauengesicht zu erinnern. An auf unregelmäßigen Zähnen verschmierten Lippenstift, schwarzen Nagellack, er schlich die Straßen seiner Geburtsstadt zum Hauptbahnhof entlang. Sein Portemonnaie und sein Schlüsselbund waren gestohlen, er konnte die Fahrkarte nicht bezahlen. Er fragte ein Mädchen in der Bahnhofshalle nach einer Seite aus ihrem Spiralblock, sie kauerte neben der Digitaluhr, pauste Mangas ab, sie gab ihm das Blatt, er fragte nach einem Stift, sie gab ihm auch den, dann kritzelte er »Toilette defekt« und bedankte sich. Das Mädchen kratzte an ihren Nagelbetten rum und fing an, Hautfetzen abzuziehen. Darunter traten blutige Rinnsale hervor. Schlechtes Melodram, dachte Georg, suizidale Rich Kids und bindungsunfä-

hige Männer Anfang vierzig hatten den Platz von Elizabeth Taylor und Richard Burton eingenommen.

Zwanzig Minuten später klebte er den Zettel mit Kaugummi an eine Klotür des ICEs und schloss sich in die Kabine ein, so nervös, wie er zuletzt mit sechzehn beim Trampen nach Spanien gewesen war.

Erst unter den Stahlträgern des Hauptbahnhofs fiel ihm ein, dass sich seine Frau noch immer in Südamerika aufhielt. Sie würde erst in zwei Tagen zurück sein. Er beschloss, zu Fuß zu seiner Geliebten zu gehen. An all den Baustellen vorbei, an denen gerade Brachland zum Standort zugangsbeschränkter Wohnkomplexe gemacht wurde. Nirgendwo empfand er die Stadt als bedrohlicher.

Die Straßenecke, an der seine Geliebte lebte, war die gekillteste. Man könnte auch sagen, die toteste, aber das stimmt nicht ganz. Sie war gekillt, auf Englisch. Die Geliebte hieß Judith. Judith war siebenundzwanzig. Aufgrund ihrer Panikattacken hatte Judith einen im vergangenen Jahr absolvierten Psychriaufenthalt vorzuweisen, den Georg nie hatte nachvollziehen können, inzwischen aber höflichkeitshalber ernst nahm. Manchmal ging sie auch in »Fuck me like the whore I am«-Shirts in Uni-Seminare zum Thema Gleichberechtigung, so was war problemlos möglich in dem Teil der Stadt, in dem sie sich aufhielt, während zehn Kilometer weiter nördlich Frauen zusammenhangslos Nutte oder Fotze genannt wurden, einfach so, ohne dass das ein ironischer Bruch war. Irgendwas mochte er an ihr, trotz allem, vielleicht, dass sie anders war, harmloser, wilder, bisschen dümmer als er, dass sie, wie alle anderen, ihre Probleme auf ihr eigenes unüberwindbares Versagen zurückführte statt auf das, was sie immer noch bereitwillig Gesellschaft zu nennen fähig war.

Zum ersten Mal war er ihr, zusammen mit seiner Frau, in einem Café begegnet. Judith hatte den beiden aus ihrem Auto zugewinkt und direkt vor ihnen im Halteverbot geparkt.

Seine Frau kannte sie, wusste aber nicht mehr, woher.

Judith stieg aus, lief auf die beiden zu, ließ sich ohne Begrüßung zu ihnen an den Tisch fallen und grinste.

»Wie läuft es im Laden?«, fragte seine Frau. Laden konnte alles sein, Schuhgeschäft, Plattenfirma, Pharmakonzern.

»Voll okay, nur zu heiß da drin, bräuchte 'ne Klimaanlage.«

»Lass doch die Tür offen.«

»Schon versucht, vorne und hinten. Zu große Angst vor den Waschbären.«

»Waschbären?«

»Nicht Waschbären, sorry, zu lange Amerika. Füchse. Vor den Füchsen. Stellt euch vor, da läuft ein Fuchs rein und ich kriege den nicht mehr raus. Da schwitze ich lieber.«

Während seine Frau noch immer zu grübeln schien, in was für einer Art von Laden sie dieser Person mal begegnet war, fuhr Judith übergangslos damit fort, dass sie vorherige Nacht »1 km/h langsamen Liebessex« mit einem Typen gehabt hätte, der Florian oder Fabian hieß.

»Er jedenfalls bei mir, hat mich 'ne Stunde geleck, ich wollte dann blasen, aber er wollte, wie er sagte, *keinen Sex beim ersten Mal*.«

Sie bestellte ein Omelett mit Pilzen, rief dem Kellner, als er wegging, jedoch hinterher, dass sie dafür gar nicht genug Zeit hätte und »okay for now« sei. Dann fuhr sie fort: »Ich habe ihn dann genötigt. Man kann es auch Vergewaltigung nennen. Wie der sich gewehrt hat. Das hättet ihr sehen sollen. Immer wenn ich den in den Mund nehmen wollte, hat er seine Beine verschränkt. Dann hab ich die auseinandergedrückt

und ihn erst gelutscht, bis er besinnungslos war, und mich dann draufgesetzt.«

»So, wie sich das für eine richtige Vergewaltigung gehört«, sagte Maria.

»Genau«, sagte Judith.

Irgendwann stand sie auf. Genauso plötzlich, wie sie gekommen war, wollte sie auch wieder abhauen, vorher ließ sie noch die Information fallen, dass sie seit neuestem einen 90 x 70 cm großen Porträtdruck von Judith Butler über dem Bett hängen habe. Nachdem Georg seine Frau beim Zahnarzt abgeliefert hatte, fuhr er nach Hause, zog sich einen Schlafanzug an und googelte Judith Butler. Sie stellte sich als amerikanische Genderphilosophin heraus, deren gesamtes Werk auf die zentrale These reduziert werden konnte, dass die Gebärmutter gar nichts Realbiologisches, sondern nur diskursiv erzeugt worden war. Ihn befiel eine Reumütigkeit, die ihn irritierte.

Am nächsten Abend war Maria bei einem Essen mit Freunden noch besser drauf als sonst, sie ließ Theorien vom Stapel, die Georg noch nie von ihr gehört hatte, die ihn in der Ausführlichkeit ihrer Beobachtung beeindruckten, unter anderem, dass Menschen soziale Wesen und deshalb auf Geschichten über sich und ihre Beziehungen angewiesen seien, das kannte er schon von ihr, aber nicht das Buch, über das sie im Anschluss sprach, von einem italienischen Autor, der vor 1900 geboren wurde und sich vom skeptischen Zyniker irgendwann zum Folklorekatholiken entwickelt hatte.

»So müssen wir das auch machen«, sagte sie. Nahm sich eine zweite Süßkartoffel, gab einem der Gäste zu verstehen, dass er ruhig schon rauchen könne, während sie noch aß. Dann läutete sie mit dem Satz »So, irre, wie der Typ sich am

Ende umbringt!« eine kurze Abhandlung über seinen Skandalroman von 1921 ein.

»Wirklich, wirklich irre! Diese Typhusvergiftung. Gut für Film, by the way. Dass sich jemand bewusst mit einer potenziell tödlichen Krankheit ansteckt, um daran draufzugehen, und dann wochenlang nicht weiß, ob es klappt. Seine Frau schwört ihm kurz vor seinem Tod ewige Treue, leidet paar Tage. Und dann schreibt sie eine Nachricht an ihren Liebhaber mit der Asche aus seiner Urne. Weil sie auf die Schnelle keine Tinte findet.«

Maria schlug die Beine übereinander, wie sie das in Fernsehinterviews tat, sobald es ihr wirklich um was ging. Sie schob den Teller mit der zermatschten Kartoffel weg und ließ sich eine Zigarette reichen.

»Weiß jemand, ob es stimmt, dass Fichte Hausstauballergiker war?«, fragte sie dann.

»Johann Gottlieb?«, fragte einer der Gäste.

»Ja«, sagte sie. Kurze Pause, in der sie die Zigarette anzündete, um nach zwei oder drei Zügen wild gestikulierend weiterzumachen:

»Ich glaube, das stimmt. Der war Hausstauballergiker. Und hat seine Bude trotzdem mit alten Teppichen vollgehängt und er hatte eine Katze, obwohl er auch gegen Katzenhaare allergisch war. Der hat also die *Widerstände verstärkt*, so hätte er selbst das jedenfalls formuliert. Und an dieser Verstärkung der Widerstände ist er dann gestorben. Hustenanfall.«

Kurz bevor Georg einschlief, es war Viertel nach elf und noch ein bisschen hell draußen, seine Frau räumte die Spülmaschine ein, stellte er fest, dass seine Reumütigkeit nicht anders aus der Welt zu schaffen sein würde als durch Sex mit Judith.

